

MUT- ODER WUTBÜRGER BÜCHNER?

Über den „Bürger Büchner“ nachzudenken in dem Sinne, ob er der Vorläufer und das Vorbild unserer „Mut“ oder „Wut“bürger gewesen sei, hat mich zunächst mißtrauisch gestimmt: Sollte ich etwa mittels eines kühnen Brückenschlags durch Zeit und Raum den 1837 Verstorbenen vor den Stuttgarter Hauptbahnhof stellen, wo er – ja was eigentlich? – tun würde. Den Bahnhof retten? Ein modernes Verkehrskonzept erstellen? Einen schwäbischen Landboten verfassen? Den Schweinestaat bekämpfen und die Tugend in die Macht setzen? Aber zumindest letzteres ist ja nun schon auch ohne ihn geschehen. Die Tugend-Jakobiner der Grünen, die sich bestimmt nicht dagegen wehren würden, als die Urenkel der Revolutionäre von 1789, 1830 und 48 bezeichnet zu werden, sind in Stuttgart und in Baden-Württemberg vom Volk gewählt worden.

Sie brauchen Georg Büchner gar nicht mehr, diese Allzweckwaffe aller sich progressiv Dünkenden seit 100 Jahren, diesen dichtenden Christus am Kreuz seiner ewigen heilbringenden Jugend.

Georg Büchner also als der exemplarische Mut- und Wutbürger, ein Transparent schwingend, angekettet an eine Stuttgarter Bahnhofslinde – ich möchte stattdessen versuchen, dieses Bild zu dekonstruieren und mir ein paar Gedanken darüber zu machen, welche Art von Bürger dieses Land hatte und hat, welche es braucht, was wir denn überhaupt unter einem Bürger verstehen wollen, und was in diesem Zusammenhang die deutsche Büchner- und Jugendlichkeitsreligion zu suchen hat, ob sie hier hergehört und wenn ja, ob sie mehr Schaden oder mehr Nutzen anrichtet.

Bürger und Bürgerlichkeit. Bourgeois und Citoyen. Wovon wollen wir denn eigentlich sprechen? Doch wohl von jenem Idealbild des mündigen Staatsbürgers, welcher sich in die Belange der res publica einmischt und das zurecht, denn es kennzeichnen ihn sowohl seine Kenntnis der Verhältnisse wie auch seine Bildung und seine hohen Ideale.

Wer steht am Anfang dieses Traums? Natürlich der Bürger der athenischen Polis, bei dem wir nun aber nicht allzu genau nachfragen wollen, inwieweit er all unseren heutigen Kriterien von demokratischer Teilhabe am Ganzen der Stadt und des Staates entspricht oder nicht vielleicht doch eher eine Sonderform aristokratischer Existenz war.

Springen wir also – das athenische Ideal im Hinterkopf – in unser westliches 18. Jahrhundert, in dem der Gedanke vom Citoyen, denn so wollen wir unseren Idealbürger der Einfachheit halber von nun an nennen – zunächst einmal gedacht werden mußte, bevor er Gestalt

annehmen konnte. Gedacht und beschrieben, um sodann bewußt gelebt werden zu können. Den an den Dingen der Allgemeinheit partizipierenden Nicht-Adligen gab es natürlich schon seit dem Niedergang der Aristokratie, aber was sich im Zeitalter der Aufklärung ändert, ist der Staats- und Herrschaftsbegriff an sich, und damit einher geht natürlich auch die Forderung an den Citoyen, die Gesellschaft nicht nur mitzugestalten, sondern von Grund auf zu verändern.

Kein Citoyen ohne cité, dieses Problem wird uns noch begleiten, und das ist auch ein Grund dafür, warum wir die wirkmächtigsten Vordenker der Gesellschaftsveränderung nicht in Deutschland finden, sondern in den Ländern, in denen eine Metropole Herrschaft und Opposition vereint, das Genie sich im Wettstreit mit anderen Geistesgrößen behaupten muß, und wo, wer die Hauptstadt besitzt, auch das Land beherrscht.

Wir haben die französischen Enzyklopädisten und Rousseau, wir haben die englischen Ökonomiephilosophen, wir haben – darauf komme ich noch zurück, einen solch strahlenden Geist wie Benjamin Franklin in den USA, wir haben als exemplarischen Künstler, der die Revolution gestaltet bevor sie kommt, Beaumarchais, der das sympathischerweise in Form einer Komödie getan hat.

Darf ich ganz offen sein: Die kopernikanische Wende in der Politik ist für mich nicht die französische Revolution. Wie so viele große Dinge, die aus Frankreich kommen, ist sie etwas gewesen, das theoretisch mehr Glanz besaß als in der Praxis. Vom Königsmord über den Blutrausch Robespierres, die Kassierung der Revolution durch Napoleon, die Restauration, das zweite, ein wenig lächerliche Kaiserreich hat es, bis Frankreich zu dem geworden ist, was es eigentlich schon 1791 werden wollte, nämlich eine demokratische Republik, geschlagene hundert Jahre kalten und heißen Bürgerkriegs und Weltkriegs gebraucht. Nein, die beiden historischen Daten – die Geburt der modernen, demokratischen Republik durch die Vernunft freier Bürger, das sind die Jahre 1797 und 1801.

Im Jahre 1797 trat der erste amerikanische Präsident, George Washington, am Ende seiner zweiten Amtszeit ins Glied und ins Privatleben zurück, ganz so, wie es in der Verfassung stand. Das war ein Präzedenzfall, meines Wissens das erste Mal in der Geschichte der Menschheit, daß ein Machthaber die Macht freiwillig abgab – an den neuen Souverän, das Volk. Er hätte nicht müssen. Andere seiner Mitstreiter, ein wenig eitler, ein wenig größenwahnsinniger, wären vielleicht in Versuchung geführt gewesen, sich zum Ersten Konsul oder dergleichen ausrufen zu lassen. Das Volk war an nichts anderes gewöhnt, es war wie noch je an stabilen Machtverhältnissen interessiert, es hätte vermutlich nicht weiter protestiert. Vier Jahre später der zweite revolutionäre Akt: Washingtons Nachfolger, Präsident

John Adams, war von derselben Partei wie sein Vorgänger. Nach einer Amtszeit schlug ihn der Kandidat der Opposition, Thomas Jefferson, bei den Wahlen. Auch hier wieder etwas Nie Dagewesenes: Friedlicher Transfer der Macht unter politischen Gegnern. Diese beiden Daten waren es, die Fakten schufen, hinter die die Welt eigentlich nicht mehr zurückfallen konnte. Natürlich tat sie das überall sonst dennoch.

Was zum einen daran liegt, daß die Vereinigten Staaten damals noch sehr weit weg lagen von Europa, zum anderen aber vor allem daran, daß Revolutionen und Umwälzungen praktische Dinge sind und an konkreten Orten stattfinden. Denker und Künstler denken ihnen voraus und denken ihnen nach, aber gemacht werden sie meistens von anderen Menschen.

Immanuel Kant, ein genauer Beobachter der französischen Revolution, hatte exakte Vorstellungen davon, wie sie sich zu entwickeln habe, die daran krankten, daß er in seinem stillen Königsberg sich um etwas ganz entscheidendes nicht scherte: den *human factor* nämlich, die Imponderabilien, die jedes Gedankengebäude beschmutzen, während sie Fakten schaffen. Auch die anderen deutschen Nach-Denker dieser Revolution und Vordenker der nächsten, auf Deutschland bezogenen, die Idealisten, Fichte, Schelling, Hegel und noch später Marx, waren Professoren und Theoretiker, die geistige Strukturen schufen und Furchen gruben auf Musterfeldern, die ganz woanders lagen als die, die die Mächtigen beackerten. So daß man ihre posthumen Seufzer, es so wie es dann gekommen ist, weder gewollt noch geplant zu haben, durchaus glaubhaft finden darf.

Noch anders steht der Fall bei den Künstlern, den Schriftstellern, die – durchaus nicht zu ihrem und unserem Schaden – das, was ihnen gegenüber den Philosophen an theoretischer Stringenz fehlt, durch Instinkt und Empathie wettmachen. Dennoch oder besser gerade deswegen hat Platon sie aus seiner Politeia raushalten wollen: Nicht, weil er die Muse der Dichtung geringschätzte, sondern weil er wußte, daß ein Künstler eine Gesellschaft braucht, um ihr seinen menschlichen Spiegel entgegenzuhalten. Wenn aber eine neue geschaffen wird, in dieser immer prekären Situation, ist das Recht gefragt und die Regeln, nicht deren Kritik und Infragestellung.

Wie der politisch bewußte und engagierte Schriftsteller sich in dieser Lage verhält, das hat keiner deutlicher und Künstler-würdiger gezeigt als Büchners Zeitgenosse, der große Heinrich Heine, sei es in seiner Dichtung, in seinem Journalismus oder in seinem Beharren auf der Freiheit der Kunst in der Kontroverse mit Boerne.

Albert Camus, einer der natürlichen Nachkommen Heines, hat das so formuliert: Wenn ich zu wählen habe zwischen dem Recht und meiner Mutter, dann wähle ich meine Mutter.

Logisch, daß Platon diese beiden nicht gebrauchen konnte und logisch, daß sie diesen Ausschluß wie einen Ehrentitel trugen.

Was uns nun endlich in die dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts bringt, in die tiefste deutsche Provinz, nach Darmstadt und zu Georg Büchner.

Die Verjagung der Bourbonen von 1830 hat das Ende der Metternich'schen Restauration eingeläutet. Die Herrschenden haben diesen Präzedenzfall durchgehen lassen, niemand rührt mehr einen Finger zu ihrer Wiedereinsetzung. Im August 1830 fand der Aufstand der Belgier gegen die niederländische, im November der der Polen gegen die russische Herrschaft statt. Überall schien die alte Ordnung zusammenzubrechen, aber schon drei Jahre später herrscht wieder Ruhe. Der konstitutionelle Monarch Louis Philippe bringt nicht den Citoyen an die Macht, sondern spült den Bourgeois nach oben. *Enrichissez-vous* ist die Devise.

In den Kleinstaaten den deutschen Bundes, diesem etwas ridikülen Flickenteppich, der übrig geblieben ist, als das alte, morsche Reich mit „a whimper, not with a bang“ unterging, rumort es auch, aber mangels einer Hauptstadt und eines Zentrums kann aus einer Revolte in Posemuckel eben kein Flächenbrand werden, der den Staat ergriffe. Welchen Staat denn schließlich? Dreißig Jahre nach Napoleon und Fichtes „Reden an die deutsche Nation“ verlangen die Redner auf dem Hambacher Fest schon utopischeres als die nationale Einigung: Während die Belgier Belgien wollen und die Polen Polen, skandieren sie: „Hoch das konföderierte, republikanische Europa!“

Man nimmt diese Radikalen ernst genug, um sie zu inhaftieren. Einer Welle von Verfolgungen folgt eine Welle von Fluchten und Auswanderungen. „Tief ist der Gegensatz zwischen der bestehenden politischen Ordnung und der Intelligenz des Landes“ schreibt Golo Mann. „Daß es so wie es ist, nicht bleiben kann, eine monarchische, bürokratische, militärische Herrschaftsform dem Geist der Zeit nicht mehr entspricht, daran zweifelt eigentlich niemand. Durch wen aber, wie, wann, in welchem Sinne eine Veränderung stattfinden soll, darüber gibt es die unbestimmtesten Vorstellungen.“

1837, im Jahr von Büchners Tod, jagt der König von Hannover die „Göttinger Sieben“ vom Hof, ein zutiefst anachronistischer Akt, nichtsdestoweniger erfolgt er und zeigt, wie hilflos im zersplitterten, politisch hinter der Zeit herhinkenden Deutschland die Situation der Citoyens ist, die keine Cité besitzen, von der aus sie eine Revolution starten könnten.

Deutschland muß ein zutiefst merkwürdiges Land gewesen sein damals: Gefangen in der Schizophrenie von hellstichtigster Geistesklarheit in den kleinen Zirkeln und groteskester Rückständigkeit im Großen und Ganzen. Hier noch die hörnerschallende, trauliche, träumerische, religiöse Romantik, wie sie Madame de Stael bei diesen klugen doch etwas

unzivilisierten Waldmensen, den lieben Deutschen, konstatiert hatte, zugleich hervorragende Schulbildung und demnächst die Explosion der Wissenschaften, die das Land bis zum Ende des Jahrhunderts an die Weltspitze katapultierten, zugleich und daneben die Landesgrenzen und Währungsumstellungen und Zölle und veränderten Maßeinheiten alle 25 Kilometer und die kleinen absolutistischen Fürsten, die mit „Serenissime“ angeredet wurden wie im tiefsten Mittelalter. Zugleich aber auch der in den Befreiungskriegen gekeimte, böse Nationalismus, der Heine zu folgenden, prophetischen Zeilen inspirierte: „Das Christenthum – und das ist sein schönstes Verdienst – hat jene brutale germanische Kampflust einigermaßen besänftigt, konnte sie jedoch nicht zerstören, und wenn einst der zähmende Talisman, das Kreuz, zerbricht, dann rasselt wieder empor die Wildheit der alten Kämpfer, die unsinnige Berserkerwuth [...] Der Gedanke geht der That voraus, wie der Blitz dem Donner. Der deutsche Donner ist freylich auch ein Deutscher und ist nicht sehr gelenkig und kommt etwas langsam herangerollt; aber kommen wird er, und wenn Ihr es einst krachen hört, wie es noch niemals in der Weltgeschichte gekracht hat, so wißt: der deutsche Donner hat endlich sein Ziel erreicht. Bey diesem Geräusche werden die Adler aus der Luft todt niederfallen, und die Löwen in der fernsten Wüste Afrikas werden die Schwänze einkneifen und sich in ihre königlichen Höhlen verkriechen. Es wird ein Stück aufgeführt werden in Deutschland, wogegen die französische Revolution nur wie eine harmlose Idylle erscheinen möchte.“

Ein Land, das in seiner modernen westlichen Umwelt von damals zugegebenermaßen schwer zu verstehen ist. Während anderswo die Politik die moderne Welt schuf, konstitutionelle Monarchien oder Republiken, Code Napoléon, Imperialismus, stellte Deutschland die Weichen für die Moderne auf dem Gleis der Wirtschaft. Von oben, ohne Partizipation und über die Köpfe der Menschen wie auch ihrer Regionalherrscher hinweg. Seit 1818 war der preußische Staat einheitliches Zollgebiet. Eines nach dem anderen traten die anderen Länder des deutschen Bundes diesem Zusammenschluß bei, gegen den die süddeutschen Liberalen sich übrigens vehement wehrten, sahen sie doch ganz zu Recht eine Unterwerfung unter das reaktionäre Preußen darin. 1834 wurde der Zollverein konstituiert, unter Ausschluß Österreichs, in Wahrheit das Gründungsdokument des preußischen kleindeutschen Reiches. Im selben Jahr übrigens schrieb Büchner, dessen Großherzogtum Hessen ebenfalls beigetreten war, seinen *Hessischen Landboten*. Mit dem Zollverein, mit den Eisenbahnen, mit der Industrialisierung begann Deutschlands Aufstieg und Weg in die Moderne – die politische Modernisierung war dabei glatt unterschlagen worden.

Aber ich wollte nach Darmstadt und zu Büchner und dem Dokument, das ihn, Jahrzehnte nach seiner Niederschrift, zur Ikone des revolutionären Intellektuellen deutscher Façon gemacht hat.

Dieser Mut- und Wutbürger, wie er heute so hohe Konjunktur hat, ist in Deutschland ja seit jeher definiert nicht als ein Mitkonstrukteur der Res publica, sondern als ein Oppositioneller, als einer, der dagegen ist und dagegen protestiert. Natürlich kommt dieses Phänomen aus Büchners Zeit; den größten Teil des 19. Jahrhunderts konnte ein deutscher intellektueller Demokrat wohl gar nicht anders als dagegen sein. 1914 starb er dann kurzzeitig aus, um in der Weimarer Republik, der das katastrophal schlecht bekam, wieder heftige Urstände zu feiern. Unter den Nazis und ganz ähnlich auch danach in der DDR wurde das Dagegen-Sein des Bürgers dann eine Frage auf Leben und Tod, und entsprechend still wurde es daher auch, so daß der Wutbürger seine große Zeit eigentlich erst seit 1949 im Westen erlebt, und parallel zu dem Phänomen, daß der Widerstand gegen Hitler mit jedem Jahr seit 1945 zunimmt, zu einer wahren Massenerscheinung geworden ist, deren Expansion sich umgekehrt proportional entwickelt zur Notwendigkeit, gegen unseren Staat zu agitieren und zu protestieren.

Besieht man sich den *Hessischen Landboten* heute, dann fällt es offengestanden schwer, ihn so richtig ernst zu nehmen – oder besser gesagt, denn an seinem Ernst ist nicht zu zweifeln – ihn für voll zu nehmen. Der junge Büchner aus gutem Hause, gesegnet mit einer erstklassigen Schulbildung, bei dem, so schreibt sein Biograph Hermann Kurzke, „viel dafür spricht, daß er ein Romantiker war. Er liebte Träume, Märchen und Volkslieder. Er sang und wanderte gerne. Er liebte die Einsamkeit und die große Natur mehr als die Gesellschaft.“, - dieser Büchner schrieb da in Gießen ein romantisches und hochherziges und ziemlich naives und ein wenig unkonkretes Pamphlet – bei allen hessisch-darmstädtischen Mißständen, so viele Paläste gab es in dem Ländchen gar nicht zu verbrennen. An seiner Empörung bei der Kritik der Zustände ist nicht zu zweifeln, aber da gab es doch andere Protagonisten in jener Zeit, die Gesellschaftskritik auf konkreterem Niveau und auf leuchtenderen Bühnen als dem verschlafenen Gießen am Rande der zivilisierten Welt lieferten.

Das Erstaunlichste am *Hessischen Landboten* ist, wie heftig und wie brutal die Obrigkeit reagierte. Weidig, der das Pamphlet redigiert und veröffentlicht hatte, wurde gefangengesetzt und kam schließlich unter ungeklärten Umständen hinter Gittern ums Leben. Büchner, der sich der steckbrieflichen Verfolgung durch Flucht nach Frankreich entzog, muß für den Rest seines Lebens traumatisiert gewesen sein, wie knapp er davongekommen war und wie ernst das politische Spiel von den Gegnern genommen wurde. Er hat vermutlich bis zu seinem

Tode ein schlechtes Gewissen gehabt, das Schicksal seiner Meinungsfreunde nicht geteilt zu haben, und er hat nie wieder Politik getrieben danach.

Ich kann mir vorstellen, aus eigener Erinnerung, was in dem sensiblen, erregbaren Zwanzigjährigen vorgegangen sein muß, der noch wie jeder jugendliche Künstler von dem Gedanken an ein Leben der Tat verführt war. Lord Byron, ein anderes, allerdings ungleich weiter in die Welt hinaus wirkendes Junggenie jener Epoche, hat diese Frage für sich anders beantwortet als Büchner und einen heldenhaften Tod auf dem Schlachtfeld der Revolution gesucht, wenn auch nicht gefunden. Büchner war feiger, zum Glück für die Kunst. Und das schlechte Gewissen ob seiner Feigheit hat er in seinen Werken in Gefühlsintensität und Empathie umgeformt und –geleitet.

So geht es immer mit den Künstlern. Machen wir uns also nichts vor. Den begabten Schriftsteller Büchner haben wir nur, weil wir den Sozialreformer, den Politiker und den Revolutionär nicht haben. Hätte Büchner im Stile des *Landboten* weitergemacht, wäre er heute so vergessen wie all die anderen hochherzigen politischen Publizisten jener Zeit. Die große Ausnahme ist und bleibt der einzigartige Heine. Aber der besaß zum einen, was man nicht lernen kann, nämlich Genie und zum anderen die Reife, Ironie und Skepsis, die zu erwerben Büchner in seinem kurzen Leben keine Zeit blieb. Im übrigen hat man ihm weder die Ironie, noch die Skepsis noch auch die Reife je gedankt in Deutschland. Aber das steht auf einem anderen Blatt.

Büchner studiert auf Familienkosten, schreibt seinen *Danton*, verlobt sich, macht Examen, bekommt eine Professur in der Schweiz – gesellschaftlich hat er die Scharte seiner politischen Jugendtorheit ausgewetzt. Der Dank der versöhnten Familie folgt. Am 18.

Dezember 1836 schreibt Büchners Vater:

„Lieber Georg!

Es ist schon lange her, daß ich nicht persönlich an dich geschrieben habe. Um dich einigermaßen dafür zu entschädigen, soll dir das Christkindlein diese Zeilen bescheren...“

Das Christkindlein? Ich mag mich täuschen, und es ist auch – wie so vieles rund um Büchner – pure Spekulation, aber ich glaube nicht, daß aus einem 23-jährigen Hätschel-Schorsch, dem der Vater nach vielen Sorgen zum glücklichen Einstand ins würdige Akademikerleben in der Schweiz einen Brief vom Christkindlein schicken läßt, noch je ein Revolutionär geworden wäre.

Der zweite Text, der Georg Büchner bei der Nachwelt zu einer, wie es sein Biograph Kurzke nennt, „Mehrzweckwaffe“ der Progressiven machte, ist das Dramenfragment *Woyzeck*. Liest

man die lockere und nie zu einem Ganzen zusammengefügte Szenenfolge aus Ärztesatire (in die Büchner seine Studiererfahrungen einbringt) Herz-Jesu-Schwärmerei, Wirrheit und Wahnsinn und geistigem Elend, dann versteht man zwar sofort, welchen Honig unsere heutigen Stadttheaterregisseure aus dem Gestammel und Gebrüll und Auf-die-Straße-Pissen, aus all der unartikulierten, aber gefühlstiefen deutschen Gemütssoße ziehen, aber selbst Kurzke, der sein möglichstes tut, Büchner als Genie darzustellen, gibt zu, daß man eine politische Aussage oder Kritik im *Woyzeck* vergeblich sucht, es sei denn die allerdings folgenschwere Essenz, die einem aus dem ganzen Stück, in dem nur der schachernde Jude bei klarem Verstand zu sein scheint, entgegenbrüllt- oder jammert:

„Die anderen sind schuld!“

Wer auch immer die anderen sind. Aber das sollte sich noch finden.

Verstehen wir uns recht: Ich gehöre selbst einer Generation an, die als Zwanzigjährige vor Brokdorf und in Gorleben problemlos ihre Erfahrungen mit der Staatsmacht und ihrer Durchsetzung von Recht und Ordnung machen konnte, und deren zukünftige Künstler aus diesen Scharmützeln synekdochisch arbeitend Texte über ernstere deutsche Konfrontationen von Mensch und Macht hätten schaffen können. Doch es ist kein *Dantons Tod* gekommen aus dieser Zeit und Generation.

Ich will also mit keinem Wort Büchners außerordentliche künstlerische Begabung in Frage stellen, doch ganz ernst nehmen, ganz für voll nehmen kann ich ihn nicht.

Er könnte mein Sohn sein, und dann stirbt er vor den Vätern. Vieles versprechend, aber nichts halten könnend. Zu früh, um erwachsen zu werden, zu früh auch um beweisen zu können, was für ein Erwachsener er geworden wäre. Zu früh auch, um ein Werk zu hinterlassen, dessen künstlerische Größe, dessen Sprachgenie und menschliche Hellsicht und Analysefähigkeit sich mit dem der anderen vor der Zeit verstorbenen Dramatikern des frühen 19. Jahrhunderts messen könnte, dem von Schiller und von Kleist.

Und dann soll er noch gar als Vorläufer bürgerlichen Engagements gelten, soll er mir Fünfzigjährigem zu Beginn des 21. Jahrhunderts allen Ernstes etwas über mein Verhältnis dem Staate gegenüber mitgegeben haben? Beim besten Willen! Das kann niemand im Ernst glauben.

Und doch habe ich bei meiner Beschäftigung mit dem Thema einen Büchner gefunden, der ein exemplarischer Citoyen war: Georgs Bruder Wilhelm. Welch ein Mann in dieser Familie außergewöhnlicher Geister! Nachdem er seinem Bruder Georg zur Seite gestanden war, Chemiestudent bei Justus Liebig, Fabrikant, Erfinder, Wohltäter, Homo Politicus. Mitglied des Reichstags. Gegner Bismarcks und der Sozialistengesetze. Gründer von Kindergärten und

Pensionsfonds für Arbeiter. Das war ein Bürger nach meinem Sinne! Ein sinnvollerer tätiges Leben konnte man im Deutschland des 19. Jahrhunderts wohl kaum führen. Als er sein Experiment für die Herstellung von Ultramarin erfolgreich abgeschlossen hatte, rief er erfreut aus: „Da haben wir die Million!“ Aber er hat was draus gemacht – auch und vor allem für die res publica. Auf ihn paßt Brechts Vers: „Keinen verderben zu lassen, auch nicht sich selbst, jeden mit Glück zu erfüllen, auch sich: Das ist gut!“

Aber zurück, ein letztes Mal, zu Georg Büchner und der Frage nach dem Citoyen. Hermann Kurzke hat das in seiner Biographie bündig zusammengefaßt: „Büchner wurde von den unterschiedlichsten Bestrebungen posthum als Speerspitze eingesetzt. Er galt als Frühsozialist, Frühnaturalist, Frühexpressionist, er wurde als Nihilist gehandelt, er wurde als ‚heroischer Pessimist‘ in die Nietzsche-Rezeption eingereiht, er erschien der Nazizeit als geistiger Führer eines deutschen (sprich nichtjüdischen) Sozialismus geeignet. Nach dem zweiten Weltkrieg stieg er im Osten zum Prototyp des sozialistischen Realismus auf. Georg Lucacs hat ihn so zurechtfrisiert, daß er seit 1968 zum literarischen Star der Studentenbewegung avancierte. Die Linke hat ihn seither fest im Griff und beansprucht seine Autorität zur Legitimation von Gewalt. Eine Art Revolutionssentimentalität hat die linke Büchner-Orthodoxie lange beseligt, ein umgekehrter Nationalismus, ein sehr deutscher Wunsch, doch auch eine Revolution gehabt haben zu wollen.“

Ich glaube, anstatt sich darüber zu wundern, vor welche Karren man einen 23-jährig Verstorbenen spannen kann, sollten wir, eingedenk unserer deutschen Geschichte, umgekehrt einen passenden Schuh aus dieser Absurdität werden lassen: Gerade *weil* Büchner nur im Irrealis zu haben ist, gerade *weil* jeder Satz, der sich um ihn dreht, ein „hätte“, „wäre“ oder „würde“ enthält, gerade *weil* nichts mit ihm zu beweisen, aber umso mehr mit ihm zu träumen, zu hadern und zu phantasieren ist, war ihm hierzulande eine so exemplarische posthume Karriere beschieden.

Es gibt eine deutsche Eigenart, um nicht zu sagen Eigenartigkeit, die wie ein hartnäckiger Nebel in Dingen des Geistes wie der Politik durch die Zeiten und Jahrhunderte wabert, und das ist unsere Liebe zur hochfliegenden Jugend, ihrem Absolutheitsanspruch, ihrer Naivität, ihrer Kraftmeierei, ihrem Originalgenie-Pathos und ihrer Unbedingtheit und Reinheit – und dem gegenüber eine mangelnde Bewunderung für deren Gegenteil: Entwicklung, Reife, Ironie, Vernunft, Skepsis und Einsicht.

Wir lieben das Fragment, aus dem so viel hätte werden können, die Verheißung und das Versprechen, das keine Einlösung braucht, die doch nie so perfekt sein könnte, das Werden

und die Zukunft und den Konjunktiv II . Das Absolute, das direkt aus der Seele kommt, die Allumarmung und den Haß, der aus Gemütes Tiefen quillt.

Oder wie es der einzigartige Johannes Gross formulierte: „Dass alle Menschen *Brüder* werden sollten, ist ein Traum von *Einzelkindern*.“

Aber auch der Kommunismus und die Herrenrasse sind Träume solcher deutschen Einzelkinder gewesen, was ja im größeren Zusammenhang bedeutet: Provinzler. Wo immer es einen großen Hof oder eine Metropole gab und gibt, wo die Provinzgenies und Absolutheitsfanatiker einer Kontrolle durch ihresgleichen ausgesetzt sind und lernen müssen, nicht die einzigen zu sein, hat sich im Widerspiel und Konkurrenzkampf der Begabungen und Meinungen Ironie entwickelt und Reife. An solchen Orten wird man erwachsen oder man endet als Lucien de Rubempré, Julien Sorel oder Georges Duroy. Im Deutschland des 19. und 20. Jahrhunderts dagegen immer wieder der anachronistische Drang, aus idealen Theorien zu anderen Schlüssen zu kommen als alle anderen oder ähnliche Schlüsse gegen die Epochentendenzen zum falschen Zeitpunkt zu ziehen. Während alle Welt nationalstaatlichen Imperialismus betreibt, träumt Deutschland von europäischer Konföderation, während sich überall die Republik durchsetzt, erneuert Deutschland das Reich, während die Demokratie und der Bolschewismus sich die Welt teilen, sucht Deutschland nach einem dritten Weg, einem nationalen Sozialismus.

Heine, mit seinem Spott und seiner Ironie läßt sich für keinerlei Fanatismus als Gewährsmann mißbrauchen.

Aber von dem wenigen, das Büchner hinterlassen hat, ging die Faszinationskraft eines Antiliberalismus aus, für den die deutschen Sonderwegssucher sich begeisterten, die Linken wie die Rechten. Aus seinen genialischen Jugendtorheiten läßt sich die Rechtfertigung von Gewalt, die Apologie der Entbürgerlichung, die Verachtung urbaner Vernunft, die Rebellion gegen die Väter herausdestillieren, wenn man den Shaker nur genügend schüttelt.

Doch auf Woyzecks Lamento: „Unsereins ist doch einmal unseelig in der und der andern Welt, ich glaub' wenn wir in Himmel kämen, so müßten wir donnern helfen!“ antwortet der moderne Bürger: „Kleine Leute befürchten immer das Schlimmste. Die Intellektuellen unter ihnen befürchten zudem, daß es nicht eintrifft.“

Gewiß, der Künstler weiß: „Jeder Mensch ist ein Abgrund. Man schaudert, wenn man hineinsieht.“ Der erwachsene Citoyen aber, skeptisch, ironisch, der Freiheit mehr verpflichtet als der Gleichheit, muß diesen Blick wagen und wird konstatieren: „Wo der Mensch im Mittelpunkt steht, ist für die meisten Leute kein Platz.“

Johannes Gross konstatierte 1997: „Die politische Führung hat darauf verzichtet, zugleich Führung der öffentlichen Meinung zu sein. Sie gibt nicht vor, was als richtig, anständig, moralisch zu gelten habe, und sie kann schon überhaupt nicht mehr ausdrücken, ob es noch eine nationale Mission gibt und weshalb man eigentlich Deutscher ist. Das ist eine neuartige historische Situation. Wenn bei einem Lebewesen das Rückgrat fehlt, braucht es einen Chitinpanzer um zusammenzuhalten.“

Aufgabe des mutigen Bürgers von heute ist es, diesen Chitinpanzer wieder durch ein Rückgrat zu ersetzen.